

»Eine eigene Wohnung ist mein Ziel«

Serie | Vollstationäres Wohnen bietet Hilfestellung für Menschen mit seelischen Erkrankungen / Manuel Hofmann schildert Alltag

Alle Menschen am »normalen Leben« teilhaben zu lassen, so könnte man den Begriff Inklusion in wenigen Worten beschreiben. Manuel Hofmann lebt in einer besonderen Wohnform der Eingliederungshilfe des Luisenheims.

■ Von Stefanie Siegmeier

Rottweil. Wieder eine eigene Wohnung zu haben, ist sein großes Ziel. Irgendwann wurde ihm alles zu viel. Er glaubte an Verschwörungstheorien und hörte Stimmen. Daraufhin begab sich Manuel Hofmann in Behandlung. Schnell war klar, dass er seelisch krank und ein Leben allein nicht mehr möglich ist.

Seit gut sieben Jahren lebt er im Luisenheim des Vinzenz-von-Paul-Hospitals – betreut. »Mittlerweile im dezentralen Wohnen«, erzählt er stolz. Über seine Krankheit und sein Leben zu erzählen, tue ihm gut, sagt er und freut sich, im Interview Gelegenheit dazu zu bekommen. Mit dabei sind auch Jana Buschmann, die Leiterin des Bereichs Wohnen und Soziale Teilhabe SGB IX des Vinzenz-von-Paul-Hospitals, und Elmar Lenz, Betreuungsmitarbeiter in der Wohngruppe, in der Hofmann lebt.

Menschen mit seelischen Problemen gelingt es aus verschiedenen Gründen nicht mehr, ihren Alltag selbst zu bewältigen. Und so gibt es für diese Menschen betreute, so-

genannte vollstationäre Angebote. Den Bereich Wohnen und Soziale Teilhabe des Luisenheims beispielsweise. Wer gut zurechtkommt, kann in das dezentral organisierte Wohnhaus »Saline« umziehen, das ebenfalls betreut ist, so wie Manuel Hofmann.

»Hier bekommen die Menschen Hilfe und Unterstützung, die sie brauchen. Die ist ganz individuell«, schildert Buschmann. Ein Betreuungsteam sei tagsüber immer da und stehe für

Gespräche, Fragen und Unterstützung im Alltag zur Verfügung.

In sechs Wohnungen leben auf der Saline insgesamt 24 Bewohner, berichtet Elmar Lenz. Einige sind in den Vinzenz-Werkstätten für behinderte Menschen tätig. »Ich bin auch schon fest eingeplant«, freut sich Hofmann. »Ein Lichtblick«, sagt er voller Stolz und fügt an, dass er gern irgendwann wieder am ersten Arbeitsmarkt arbeiten und auch allein leben möchte.

»Doch das wird noch dauern«, ist er sich bewusst.

Die Bewohner haben in der Werkstatt die Möglichkeit, an einer beruflichen Bildungsmaßnahme teilzunehmen, die gut zwei Jahre dauert. Nach dieser Zeit wartet in der Regel der Arbeitsbereich. »Das ist eine Leistung zur Teilhabe am Arbeitsleben«, erklärt Buschmann, bedauert allerdings, dass es bundesweit lediglich einem minimalen Anteil gelingt, etwa einem Prozent der seelisch Behinderten, wieder in den ersten Arbeitsmarkt zurückzukehren. »Es gibt dafür bisher einfach nicht ausreichend ausgebaute Strukturen in Deutschland«, bemängelt Buschmann. »Zudem müssen die Menschen begleitet werden. Das braucht auch die Bereitschaft der Firmen«, fügt Elmar Lenz an. Hier stehe man noch sehr am Anfang.

Manuel Hofmann lässt sich aber nicht entmutigen:

»Irgendwann gelingt mir das«, sagt er.

Bewohner, die in eigene Wohnungen gezogen sind und nun über den Sozialpsychiatrischen Dienst betreut werden, die gebe es durchaus, weiß Jana Buschmann.

Das Tragische bei seelischen Erkrankungen sei, dass sie sich

meist erst im Laufe des Lebens, oft nach traumatischen oder einschneidenden Erlebnissen, langsam entwickelten. »Sie werden lebensgeschichtlich erworben«, erklärt Buschmann.

Das bestätigt auch Hofmann. »Es fing erst während des Studiums an«, erinnert er sich. Auch für Eltern sei es schwierig, mitanzusehen und begreifen zu müssen, dass ihr Kind sich so verän-

dert, sagt Buschmann.

»Ich finde es ganz wichtig, dass ich mich mit den anderen Bewohnern austauschen kann, dass wir gemeinsam einkaufen gehen oder kochen«, erzählt Hofmann aus seinem Alltag. Auch ein Freizeitprogramm gibt es, beispielsweise die Fußballgruppe, die sich immer dienstags trifft. »Wir sind bemüht, die Bewohner auch extern anzubinden, beispielsweise an Fitnessstudios oder Sportvereine«, sagt Lenz. Doch dies gelinge nur eingeschränkt. »Oft werden die Leute dann eben gefragt, wo sie herkommen und was sie machen. Da entstehen schnell Barrieren«,

beschreibt er. »Auch die Freunde gehen auf Distanz. Sie sind alle karriereorientiert, da passt man nicht mit ins Schema«, erzählt Hofmann aus eigener Erfahrung.

»Man muss etwas vorweisen können, um dazugehören – das ist sehr schade«, fügt er an. Die Hoffnung gibt er dennoch nicht auf. Der Wunsch aller ist groß, dass auch in der Bevölkerung mehr Verständnis entsteht. Schließlich kann es jeden treffen.



Jana Buschmann (von links), Manuel Hofmann und Elmar Lenz berichten über eine Variante von Inklusion.

Foto: Siegmeier